

Leseprobe

Thomas Gaevert

Deckname Donner

Ein deutsch-deutscher Schelmenroman

Kapitel 5

Sprendlingen war kein Ort für große Politik.

Ein paar Straßen, Gärten mit akkurat geschnittenen Hecken, Reihenhäuser aus den fünfziger Jahren, der Geruch von Kohleöfen und Sonntagsbraten. Die Menschen arbeiteten in Frankfurt oder Offenbach, hörten abends Radio, um zu erfahren, wie das Wetter wird, was der DAX macht oder wer gerade Fußballmeister ist. Politik kam vor – aber gedämpft, wie alles andere auch.

Dann war da plötzlich dieser Sender.

Er mischte sich in die Programme, legte sich über Tanzmusik, Nachrichten und Hörspiele, schob fremde Stimmen in die Wohnzimmer. Deutsche Sätze mit hartem Akzent, russische Parolen, dazwischen Musik, die nicht hierhergehörte. Mal war es nur ein Rauschen, mal eine klare Stimme, die vom Zusammenbruch des Kommunismus sprach, von Verrat, von Befreiung.

Was in Sprendlingen – einem kleinen Vorort von Frankfurt am Main – wie eine technische Belästigung wirkte, war Teil eines älteren, größeren Projekts. Hinter den Stimmen stand der Narodno-Trudovoj Sojus – kurz NTS – also der Volksbund der Schaffenden. Eine russische Exilorganisation, gegründet 1930 auf dem Balkan, lange vor dem Kalten Krieg. Ihr Ziel war nie Reform, sondern Umsturz. Bewaffneter Aufstand gegen das sowjetische System. Stalin galt ihr nicht als Ausnahme, sondern als logische Folge.

Nach 1945 hatte der NTS keine Armeen mehr, nur noch Worte, Druckerschwärze, Funkwellen. 1952 verlegte er seinen Hauptsitz nach Frankfurt am Main – in eine Stadt, die im Kalten Krieg mehr war als ein Finanzzentrum. Frankfurt war Umschlagplatz, Knotenpunkt, Hinterhof westlicher Geheimdienste. Hier ließ sich senden, ohne offiziell zu senden.

Der Verlag Possev – Die Aussaat – war das kulturelle Herz dieser Bewegung. Bücher, die in der Sowjetunion verboten waren, wurden gedruckt, geschmuggelt, verteilt. Literatur als Waffe. Der Sender in Sprendlingen war ihre lauteste Verlängerung.

Die Leute beschwerten sich.

Zuerst beim Rundfunkhändler, dann bei der Post, schließlich beim Bürgermeister. Man wollte sein normales Programm zurück, seine Ordnung, seine Ruhe. Doch Messwagen kamen, fuhren wieder ab. Der zwölf Meter hohe Sendemast im Garten der Offenbacher Straße 31 stand offen sichtbar – und blieb doch unangetastet.

Wer genauer hinsah, verstand: Das war kein technisches Problem. Das war Politik. Der Kalte Krieg hatte einen seiner vielen kleinen Außenposten bezogen – mitten im Vorgarten.

Wenige Wochen später schrieb Der Spiegel darüber. Nüchtern, sachlich, mit der Distanz eines Beobachters, der weiß, dass er mehr sieht als die Beteiligten vor Ort. Er nannte Namen, Zusammenhänge, erklärte, warum amerikanische Stellen ein Interesse daran hatten, warum niemand eingriff, warum der Sender geduldet wurde. Für Sprendlingen änderte das nichts. Der Sender blieb. Die Stimmen auch.

Zur gleichen Zeit fiel in Ostberlin eine Entscheidung.

Für die Staatssicherheit war der Sender kein Ärgernis, sondern ein Angriff. Propaganda bedeutete Präsenz. Jeder unerlaubte Funkimpuls war eine Grenzverletzung ohne Soldaten. Dass der NTS auf Frequenzen sendete, die offiziell dem Flug- und Seefunk vorbehalten waren, galt als Provokation – und als Beweis amerikanischer Deckung.

In Ostberlin dachte man nicht in Kategorien wie Meinungsfreiheit. Man dachte in Gefahrenlagen. Abschalten, bevor sich etwas verfestigte. Zerstören, ohne Spuren zu hinterlassen. Ein Signal senden, ohne es zu unterschreiben

Man erklärte mir nie das Warum.

Nur das Muss.

Als Oberst Kiefel das Wort „Hetzsender“ sagte, klang es nicht wie eine Beschreibung, sondern wie ein Urteil. Antikommunistisch, sagte er. Reichweite bis zum Ural. In den Akten hieß es nüchterner: ein illegaler Rundfunksender in Sprendlingen bei Offenbach, betrieben von einer russischen Emigrantenorganisation, finanziert mit amerikanischen Geldern, geduldet von westlichen Stellen. Gesendet wurde Propaganda gegen die Sowjetunion und die DDR – auf Frequenzen, die offiziell niemand kontrollieren wollte. Ein kleiner technischer Außenposten des Kalten Krieges, unscheinbar gelegen, politisch hoch aufgeladen.

Im Büro der Hauptabteilung II roch es nach kaltem Kaffee und nach Entscheidungen, für die niemand persönlich haftete. Kiefel stand am Fenster, den Rücken zu mir gekehrt. Männer, die so stehen, sehen nichts, was sie später erklären müssten.

Mein Auftrag lautete, vom 23.6. zum 24.6. oder vom 24.6. bis 25.6.1958, den Funkturm sowie das dazugehörige Flachbau-Gebäude, in welchem sich die Sendeanlage befindet, zu vernichten.

Er schob mir die nötigen Unterlagen zu.

Am Montagabend, den 23.6.1958, gegen 22:45 Uhr, trat ich mit meinem 220er Mercedes die Reise in Michendorf an. Dort wurden mir vor Abfahrt die nötigen Hilfsmittel zur Durchführung meines Auftrags übergeben. Es waren 4 Pakete, je zirka 400 Gramm sowie ein Paket mit circa 2,5 Kilogramm mit zwei Zeitzündern, übergeben. „Gebündelte Ladung, größtmögliche Wirkung“ sagte der Kontaktmann. „Und wenn der Mechanismus versagt?“ fragte ich. „Dann sind Sie nah genug dran, um es zu merken.“

Fünf Stunden später, zirka 03:45 Uhr, kam ich in Sprendlingen an.

Sprendlingen lag im Regen, trostlos wie ein Ort, der von allen guten Geistern vergessen worden war.

Die Straßen glänzten nass und leer, Laternen warfen müdes Licht auf Gehwege, die niemand mehr benutzte. Wasser lief in dünnen Rinnen am Bordstein entlang, sammelte sich in Pfützen, die aussahen wie kleine schwarze Spiegel. Häuser standen da wie zugeknöpft, Gardinen vorgezogen, Fenster dunkel. Kein Mensch auf der Straße, kein Geräusch außer dem Regen und dem gleichmäßigen Schlagen der Scheibenwischer.

Ich stand vor dem Haus in der Offenbacher Straße 31 und besichtigte unauffällig das Gebäude um mir den Plan für die Durchführung des Auftrages zu erarbeiten.

Während der Zeit meiner Beobachtung habe ich keine Personen oder andere verdächtige Momente festgestellt. Im vorderen Teil des Objektes von der Offenbacher Landstraße aus, stellte ich fest, dass im Hof vor den Garagen ein hellblauer Lkw mit Kastenaufbau und einer Tragkraft von circa 3,5 Tonnen stand.

Im Hof zwischen Wohnhaus und Garage hörte ich einen Benzinmotor laufen. Dem Geräusch nach war anzunehmen, dass er ein Stromaggregat angetrieben hat. Weiterhin habe ich zwischen Hof und Garage einige männliche Personen geschäftig hin und hergehen sehen.

Der Sendeturm lag irgendwo zwischen Gärten, Garagen und Schuppen, so unauffällig, dass man ihn am Tag übersah und nachts erst recht.

Alles an diesem Ort wirkte klein, gedämpft, müde. Kein Ort für große Ideen, kein Ort für Geschichte. Nur für Fehler. Für Zufälle. Für Arbeiten, über die später niemand sprechen wollte

Der Regen machte alles langsamer. Die Gedanken. Die Bewegungen. Auch die Angst. Er legte sich über den Ort wie eine Decke und dämpfte jedes Geräusch, als wolle er helfen. Oder wenigstens nicht stören.

Zirka 05:00 Uhr verließ ich den Ort Sprendlingen in Richtung Hannover.

Am nächsten Tag baute Blitz, mein Helfer, einen Unfall. Er sollte mir mit dem Motorrad folgen, um mir bei der Aktion zur Hand zu gehen. Doch nasses Kopfsteinpflaster und eine Hauswand kamen dazwischen. Es geschah schneller, als man es erzählen kann. Ein Ruck, ein Knall, dann lag er da und erklärte mir, die Straße habe ihn hinausgetragen. Die Straße, sagte ich, hat keine Meinung. Das Nummernschild war verschwunden, als hätte es sich aus Scham selbst abmontiert. Wir stellten das Motorrad an einer Tankstelle in Hersfeld ab. Blitz legte die Hand auf den Lenker und versprach, zurückzukommen.

Am Abend des 24.6.1958 trafen wir mit meinem Fahrzeug gegen Mitternacht von der Autobahn Frankfurt kommend am Stadtrand von Sprendlingen ein.

Auf dem Parkplatz, welcher unmittelbar an der Autobahn liegt, nahm ich aus Sicherheitsgründen eine nochmalige Überprüfung der beiden Zeituhren vor. Hierbei ergab sich ein positives Ergebnis. Anschließend fuhr ich zirka 1 bis 1,5 Kilometer an das Objekt heran, von dort aus ging ich zu Fuß bis zur Offenbacher Straße, von der Offenbacher Straße in Richtung Darmstadt. Zirka 600 Meter und von dort aus nochmal circa 300 bis 450 Meter in gebückter Gangart durch ein Kornfeld bis an den Zaun des Objektes heran.

Neben mir Blitz – mein Helfer. Eigentlich hieß er Walter Jacobs, 23 Jahre: In Freundeskreisen wurde er allgemein Johnny genannt. Seine geistigen Eigenschaften waren nicht besonders hoch einzuschätzen. Er brauchte einen Menschen, der ihn lenkt und leitet. Obwohl er in seinem Beruf als Autoschlosser ein guter Fachmann war, arbeitete er nur, wenn er Geld brauchte. Er war jung, dumm und wollte leben. Eigentlich eine Schlechte Kombi. Trotzdem stellte ich ihn in meiner Werkstatt ein. „Chef, was machen wir, wenn uns einer sieht?“ flüsterte er. „Halt die Klappe und konzentrier dich!“

Mit einem Seitenschneider zerschnitt ich den Maschendrahtzaun in einer Größe von circa 50 mal 80 Zentimeter. Diese Operation nahm ich aus Sicherheitsgründen vor, um uns bei irgendwelchen Vorkommnissen den Rückweg zu meinem Mercedes zu sichern. Die Aktion selber wollte ich von dieser Seite aus nicht durchführen, da durch die Straßenbeleuchtung ein Gelingen nicht garantiert war. Von dieser Stelle aus gingen wir auf die andere Seite der Umzäunung und gelangten so bis auf eine Entfernung von circa 8 Meter an den Sendeturm heran.

Ich durchschnitt auch die andere Seite des Zaunes. Und beobachtete das Gelände circa 10 bis 15 Minuten. Dann fasste ich den Entschluss, die Operation durchzuführen. Um eine Schnelligkeit meines Auftrages zu garantieren, traf ich die technischen Vorkehrungen schon vor der Umzäunung. Ich führte folgende Arbeiten daran durch: aus einer Aktentasche, die ich bei mir führte, entnahm ich die Sprengkörper, die Zündschnüre, gekoppelt mit Sprengsätzen. Dann entnahm ich aus meinem Hemd die dazugehörigen zwei Uhren.

Zuerst steckte ich die Sprengsätze in den Sprengkörper, anschließend stellte ich die Uhren eine Stunde vor den Punkt, an dem die Explosion stattfinden sollte.

Blitz betrachtete die Uhren, die mit dem Sprengzünder verbunden waren, mit ehrfürchtigem Misstrauen. Er nahm eine an das Ohr, hielt sie schief, dann gerade, als hinge sein Leben vom richtigen Winkel ab. Ob man davon sofort sterben würde, fragte er. „Meistens.“, sagte ich. Das beruhigte ihn nicht. Im Gegenteil – er wurde immer nervöser und begann die Drähte zu befummeln. „Wie kann es sein, dass diese dünnen Drähte eine Explosion auslösen können?“ murmelte er vor sich hin. „Lass das!“ herrschte ich ihn an. Jetzt los, es wird Zeit...“

Dann bewegten uns vorsichtig in geduckter Stellung vorwärts in Richtung Sendeturm. Wieder regnete es und das Gras war durch den Regen glitschig geworden, der Boden weich. Jeder Schritt saugte, jedes Absetzen des Fußes klang lauter, als es sollte. Wir bewegten uns langsam, vorsichtig, mit der übertriebenen Bedachtsamkeit von Menschen, die wissen, dass sie Zeit haben – und genau darin liegt der Fehler.

Der Turm selbst war technisch unspektakulär – zwölf Meter Stahl, nichts, was man nicht auch auf einer Baustelle hätte finden können. Entscheidend war nicht der Mast, sondern das, was er trug: Stimmen aus dem Äther, die an Orten ankamen, an denen man sie nicht hören wollte.

Ich verteilte die Ladungen mit der Ruhe eines Handwerkers. Vier am Turm, an den Füßen des Mastes, dort, wo Metall und Erde sich berührten. Eine sollte im Inneren des Gebäudes platziert werden. Doch in einem der Fenster brannte Licht. Dort wurde gearbeitet. Also musste es auch von außen gehen.

Wir nahmen den Rückweg am Sendeturm vorbei wieder in Richtung Kornfeld. Anschließend entfernten wir uns circa 2 Kilometer vom Ort entfernt, um die Explosion abzuwarten.

Die Uhr tickte. Ordentlich, zuverlässig, beinahe beruhigend. Dieses Ticken hatte etwas Trügerisches. Es suggerierte Kontrolle, wo in Wahrheit nur Hoffnung war. Wir zogen uns zurück, legten uns ins nasse Gras, zählten innerlich die Minuten. Blitz bewegte sich kaum. Ich hörte seinen Atem, zu schnell, zu flach.

Eine Stunde verging. Dann zwei. Dann drei.

Nichts.

Kein Knall. Kein Zittern im Boden. Kein Aufblitzen am Himmel. Nur der Regen und das gleichmäßige Geräusch der Nacht, das plötzlich viel zu laut erschien. In solchen Momenten beginnt der Kopf zu arbeiten. Man rechnet nach, überprüft gedanklich jeden Handgriff, jede Drehung der Uhr, jeden Kontakt. Das Denken frisst sich fest wie Rost. Was ist, wenn sie am nächsten Morgen die Sprengkörper finden würden?

„Wir müssen zurück, sie entschärfen und wieder abbauen“ murmelt ich und wandte mich zu Blitz um. „Ohne mich“ flüsterte er zähneklappernd.

Ich kroch allein zurück. Jeder Meter war jetzt gefährlicher als zuvor. Ich löste die Ladungen wieder, zuerst am Turm, dann am Gebäude. Das ist eine Arbeit, die man nicht lernen kann. Man muss sie fühlen. Jeder Zug am Draht, jede Bewegung der Hand ist ein stilles Gespräch mit dem Tod.

Anschließend, als ich im Zorn wieder bei Blitz angekommen war, entnahm ich aus den Sprengkörpern die Sprengsätze und verpackte alles wieder so, dass ein einwandfreier Transport gesichert war.

Blitz hielt den Atem an, als könne er durch Schweigen die Zeit anhalten. Er fragte, ob die Sprengkörper jetzt noch losgehen können. Wenn ja, sagte ich, dann habe er keine Zukunftsprobleme mehr. Das brachte ihn zum Schweigen.

In den Akten wird dieser Moment später als „Abbruch aus technischen Gründen“ geführt. Tatsächlich war es eine schmutzige, nasse Kapitulation. Mittlerweile war es 3.30 Uhr und es fing an zu dämmern.

Wir verließen Sprendlingen, ohne dass jemand etwas bemerkt hatte. Das war das einzig Tröstliche.

Wenig später checkte ich in einem Kölner Gasthaus – Sonnenhof hieß es glaube ich – ein. Ich saß im Zimmer, Lötkolben in der Hand, Zigarettenstummel im Mund. Warum nur hatte dieser Scheiß-Stasi-Dreck nicht funktioniert? Ich baute die Kontakte neu, überbrückte die Fehler, ergänzt um zwei Kienzle-Uhren, präzise wie ein deutsches Gewissen.

Die Kellnerin fragte, was ich da mache.

„Wecker“, sagte ich.

„Sie brauchen viele?“

„Kommt drauf an, wann ich aufwachen muss.“

Sie lachte. Ich nicht.

In der Nacht zum 26. Juni 1958 dann der zweite Versuch.

Kein Regen. Klare Luft. Zu klare Luft. Geräusche trugen weiter als gut war. Jeder Schritt, jedes Rascheln bekam Gewicht.

In einem Fenster flackerte Licht.

Eine Frauenstimme, erst leise, dann drängender:

„Flocki ... Flocki, komm wieder her! Wo ist denn mein Liebling? Komm zurück ins Haus.“

Ich lag im Gebüsch, den Körper flach an den Boden gepresst. Die Zeit dehnte sich, wie sie es immer tut, wenn man nicht gesehen werden darf. Blitz atmete zu laut. Er flüsterte, ob man uns sehen könne.

Man sieht immer irgendetwas, dachte ich. Die Frage ist nur, ob man begreift, was man sieht.

Wir wollten vorwärts robben. Da wurde es plötzlich zu laut.

Hundegebell. Hahnenschreie. Dann Schritte. Stimmen.

Zwei Männer kamen so nah vorbei, dass ich den Stoff ihrer Hosen hätte berühren können. Wir waren gedeckt durch einen Johannisbeerstrauch. „Ich glaube, hier war wieder irgendwer“, sagte der eine.

Blitz erstarrte. Ich spürte förmlich seine Angst.

„Komm, lass uns da vorne nochmal gucken“, sagte der andere. „Da hat sich was bewegt.“

Sie entfernten sich. Nur ein paar Meter. Genug, um nicht entdeckt zu sein. Nicht genug, um zu atmen.

Dann ein Jaulen. Schmerz. Panik.

„Verdammte Pisstöle!“, brüllte einer der Männer.

„Mach, dass du fortkommst! Sonst brenn ich dir ein paar Kugeln drüber!“

Die Frau meldete sich wieder, jetzt scharf, empört:

„Lassen Sie gefälligst meinen Hund in Ruhe!“

„Die Töle kam hier durch den Zaun! Von unserem Grundstück!“, schrie der Mann zurück.

„Beim nächsten Mal ist er tot!“

„Frechheit! Wie reden Sie überhaupt mit mir!“

Ich lag da und wartete. Bewegte mich nicht. Dachte nicht. Wartete nur, dass die Welt wieder leiser wurde.

Nach einer Weile kehrte Ruhe ein. Keine Stimmen mehr. Kein Gebell. Nur die Nacht.

Wir robbten weiter. Und sahen das Problem sofort:

Das meterhohe Tor zum Garten des Sendeturms war verschlossen. Massiv. Unüberwindbar. Ein dritter Mann hielt dort offenbar Wache. Offenbar hatten sie die Löcher im Zaun entdeckt, die ich am Abend zuvor geschnitten hatte.

Eigentlich war das der Moment zum erneuten Abbruch.

Doch dann sah ich die Kellerluke am Hauptgebäude.

Sie stand offen.

Ein dunkles Rechteck im Licht der Nacht. So selbstverständlich, als habe sie immer dort gestanden.

Kein Schloss. Kein Riegel. In keinem Lageplan verzeichnet.

Ein Fehler.

Und Fehler sind Geschenke. Man muss sie nur annehmen.

Jetzt bot sich mir die Gelegenheit, die Sprengsätze doch noch im Inneren des Gebäudes anzubringen. Vielleicht konnte ich damit auch den Turm erledigen? Die Druckwelle vom Gebäude kommend müsste ausreichen.

In den Akten heißt es später: „Nutzung einer günstigen Gelegenheit“. Das klingt nüchtern. In Wirklichkeit war es ein Akt reiner Improvisation.

Ich kroch hinein, die Aktentasche mit den Zeitzündern hinter mir her schleifend. Kellerluft schlug mir entgegen, feucht, kalt, nach Kohle und Alltag. Über mir das gedämpfte Geräusch von Schritten, Stimmen, Leben. Ich arbeitete schnell, mechanisch. Legte die geballte Ladung dort an, wo die Kabel ins Mauerwerk führten. Herzanschluss. Technisch logisch, historisch gleichgültig.

Ich stellte die Uhr. Sie tickte sauber. Wieder dieses Geräusch, das Kontrolle versprach. „Mach's gut“, sagte ich leise.

Ich verließ den Keller, schloss die Luke, die ich nicht geöffnet hatte, und verschwand im Dunkel. Wir fuhren weg. Kein Blick zurück.

Am Morgen danach stand der Turm immer noch. Das Haus nicht.

Der Spiegel schrieb später von einem ohrenbetäubenden Krach, von aufgerissenen Wänden, von Glassplittern, von amerikanischen CIC-Beamten, die wenig später den Tatort absperren. Der zwölf Meter hohe Sendeturm, hieß es, sei unbeschädigt geblieben.

Berlin, drei Tage später. Ministerium.
Kiefel saß am Schreibtisch, füllte Formulare aus.
Ich stand daneben.

„Genosse Donner“, sagte Kiefel, „Sie haben sich verdient gemacht um die Republik.“
Ich entgegnete: „Die Republik weiß das?“
„Die Republik weiß gar nichts“, antwortete er. „Und das ist gut so.“

Ich konterte wütend, unzufrieden mit mir selbst: „Haus kaputt, Turm steht. Wir haben versagt. Ich habe versagt!“
„Der Westen weiß jetzt, dass wir's können.“
„Können was?“
„Angst machen.“
Ich nickte. Angst ist ja auch eine Form von Handwerk.

Für die erfolgreiche Durchführung“, murmelte er. „zeichne ich Sie mit einer Prämie von 15.000 Westmark aus.“ Dann schob er mir das Übergabeprotokoll mit der Bemerkung rüber: „Hier unterschreiben.“

Dann ging ich raus, stand auf dem Hof vom Ministerium. Der Himmel hing tief, wie immer. Ich sah meinen Mercedes dastehen, glänzend wie frisch gelogen. Ich klopfte ihm auf die Motorhaube.
„Na, alter Freund“, sagte ich, „wir zwei sind jetzt Helden. Wir können Angst machen. Angst für Frieden und Sozialismus.“
Er sagte nichts. Tut er nie.

Auf der Fahrt zurück nach Westberlin in die Kantstraße dachte ich an die Hausruine, die jetzt halb offen im Wind stand, und an den Turm, der stur allen meinen Sprengversuchen widerstanden hatte. „Verdammtes Miststück!“ schimpfte ich vor mich hin.

In der Werkstatt war alles wie immer: Öl, Lärm, Rechnungen, Schulden. Das Stasi-Geld war ein Tropfen auf den heißen Stein.

Blitz saß auf einem Hocker, trank Bier und sagt: „Chef, denen haben wir’s aber gezeigt!“ „Wem?“, frag ich.

Er überlegte. „Allen?“

Ich nickte.

Zwei Tage später bekam ich eine geheime Nachricht, die ich am vereinbarten Ort vorfand: „Der GM Donner hat sich bewährt. Weitere operative Aufgaben in Vorbereitung.“

© Thomas Gaever 2026